

# Illustriertes Erzgebirgisches Sonntagsblatt

Tageblatt  
Annaberger Wochenblatt  
Hauptzeitung des Obererzgebirges



## Vom Preßnitztal zur Schwarzen Lockau.

Heimatgeschichtliche Untersuchung, nicht nur zum Nutzen der Kühnhaidner und Steinbacher, sondern auch zum Vergnügen anderer Leute von Robert Müller. (3. Fortsetzung und Schluß.)

Zunächst betrieb Christoph Lorenz ein Fuhrgeschäft auf dem Wildshause. Er war „dem Fuhrwerk zugetan“, wie es damals hieß. Sein Sohn Christian aber siedelte etwa 1750 nach Kühnhaid über. Dort sind seine Nachkommen in zwei Zweigen heute noch kräftig vorhanden, den „Konrad“-Leuten mit dem Stammhaus „auf der Brück“ und den „Kaden“-Leuten von den „Bierhöfen“. Ihrem Vornamen getreu sind viele Lorenz-Nachfahren auch später noch eifrige Fuhrleute geblieben, die sich in der „Schößtelle“ heimisch fühlten bis auf den heutigen Tag.

Im Gemeindeleben haben sie wie die Bräuer und

Langer und Siegert und Böttcher ihren Mann mit gestellt. Obwohl sie alle nicht mehr wußten, weder von sich, noch von den andern, daß sie von Haus aus Steinbacher waren, haben sie doch, wie man heute feststellen darf, das Steinbacher Element in der neuen Heimat nachdrücklich zur Geltung gebracht.

Nun aber, etwa um 1700, bekommt die Auswanderung der Preßnitztaler nach der Grenzpflege allmählich ein anderes Gesicht. Der Reiz des Neuen, den die Fuhrstraße nach Böhmen ausübte, war verflogen, das Dunkel um die Waldgegend am Görkauer Weg, wo nun wieder ein Hochofen schwelte und ein Hammerwerk stampfte, hatte sich gelichtet, die

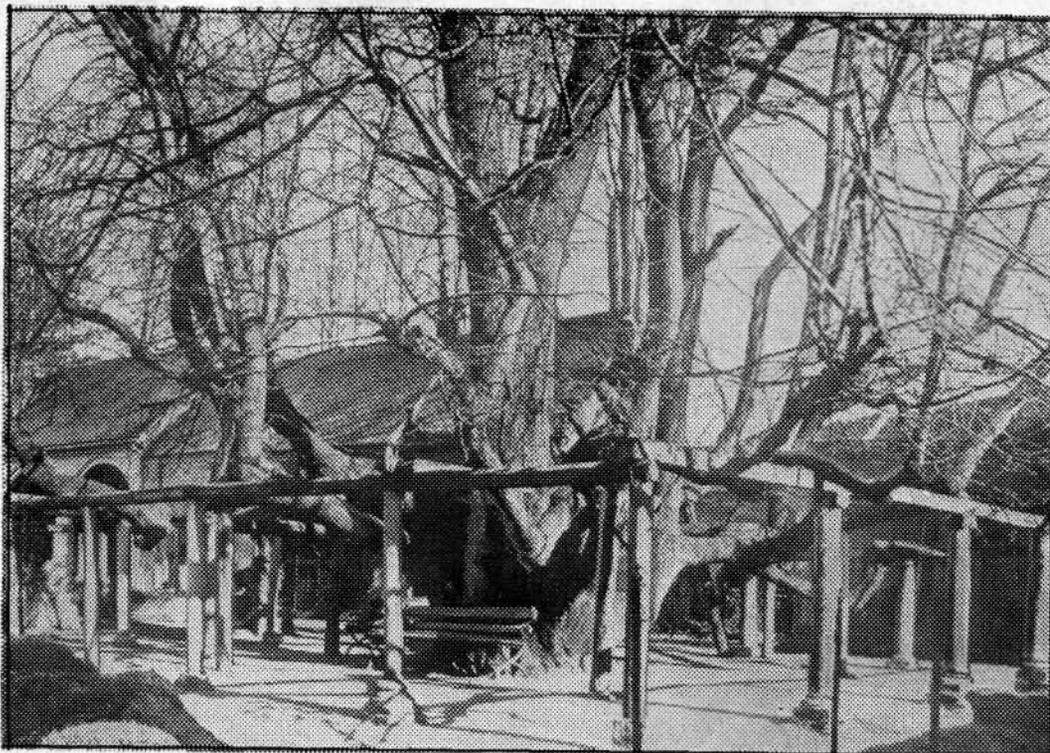
Waldbarrieren aber zwischen Preßnitz- und Podautal hatten ihre Undurchdringlichkeit verloren. Es entstanden gang- und fahrbare Wege hinunter nach Steinbach, nach Schmalzgrube, nach Schmiedeberg.

**Die Dörfer und die Menschen rückten einander näher.**

Die Ausgewanderten ließen es sich nicht nehmen, zur Kirrnes und anderen Festzeiten „ihre Leute“ in der Heimat dann und wann aufzusuchen. Alte Bande erneuerten sich, neue knüpften sich an. Gevatterschaften gingen herauf und hinunter, und Heiraten schlossen sich zwischen alter und neuer Heimat. Zwischen einst „fremden Welten“ aber entwickelten sich die Beziehungen einer richtiggehenden Nachbarschaft.

Und merkwürdig: Je mehr sich zwischen den Dörfern des Preßnitz- und Podautales die Verhältnisse normalisierten, je mehr die Auswanderungen nach dem Rammgebiet an Hindernissen und Beschwerden verloren, desto seltener wurden

### Ihr Rauschen klang durch Jahrhunderte . . .



Die alte, durch 23 Pfeiler gestützte Auferstehungslinde auf dem Annaberger Friedhof kann auf das ehrwürdige Alter von über 400 Jahren zurückblicken. (Wellbild, K.)

fie. Vielleicht hatten sich auch die Lebensbedingungen unten gebessert, oben verschlechtert, jedenfalls: Der Drang zur Grenze kam aus der Mode. Möglich, daß um diese Zeit sogar eine Rückbewegung einsetzte, die dann auch fortgedauert haben kann, daß in der Folgezeit die Kammlente sogar abwanderten, und zwar zunächst in die Dörfer an der Preßnitz. Das zu untersuchen, wäre eine besondere Aufgabe.

Erst 1749 erschien wieder ein Steinbacher in der Grenzpflege, um sich da festzusetzen. Es war jener

#### **Gottfried Richter,**

den sie hernach, weil er Asche sammelte, den „Aschfried“ nannten und von dem heute noch beträchtlicher Nachwuchs in Kühnhaide vorhanden ist. Er wurde am 30. August 1722 als Sohn des Bauern Johannes Richter in Steinbach geboren und ist ein Ururenkel des Petrus Richter, der am 24. November 1595 mit einer Anna Raußschmann in Arnswald getraut wurde.

Zur selben Zeit kam noch der Waffen- und Hufschmied

#### **Carl Gottlieb Görner**

nach Kühnhaide. Er stammt aus Oberschmiedeberg, wo sein Vater auch schon Huf- und Waffenschmied war. In Kühnhaide brachte er es zum Richter. Seinen Sohn Friedrich, der auch Schmied war, nannten sie den „Schmiedfritz“. Nachkommen von ihm leben heute noch in den Wildshäusern bei Reichenhain.

Schließlich sei noch an zwei Arnswelder Auswanderer gedacht, denen es auch um diese Zeit noch aussichtsvoll schien, sich in Kühnhaide niederzulassen. Das war

#### **Johann Michael Bauer,**

1712 in Arnswald geboren und „dem Fuhrwerk zugetan“, der Vater des heute noch im Volksmunde bekannten „Bauerhans“. Und das war zweitens:

#### **Johann Christoph Kaden,**

von Beruf Schneider. Er heiratete 1736 die Rosina Lorenz, eine Enkelin des obengenannten Christoph Lorenz aus dem Wildshaus. Er war später Gemeindevorstand und Richter in Kühnhaide und versah das Amt eines Accis-Einnehmers. Sein Sohn war wieder Schneider, aber seine späteren Nachkommen wurden Fuhrleute wie die Lorenz, und sind es heute noch.

Mit diesen vier Männern schließt die dritte und letzte Phase der Einwanderung aus dem Preßnitztal. Von nun an verflachen sich die Beziehungen noch mehr, die Spuren der Herkunft beginnen sich zu verwischen, die Bettern im 3. und 4. Glied fangen an, sich fremd zu werden, und langsam vergessen die Urnenkel, woher die Vorfäter einst gekommen waren.

Die Auswanderung aus dem Preßnitztal erlischt nun vollständig. Wohl begibt es sich noch, daß ein Wagemutiger sich

seine Frau heraufholt aus Steinbach oder von Arnswald herüber, oder daß eine Dorfschöne aus dem Pockautal sich hinunterheiraten läßt an die milderen Ufer der Preßnitz. Solche Dinge ereignen sich auch weiterhin bis in die Gegenwart. Aber daß einer noch auf den Gedanken verfallen wäre, sich „oben“ eine Existenz zu begründen und „unten“ das Brot der Heimat deshalb preiszugeben, dafür finden sich keinerlei Anhaltspunkte mehr. Die neue Welt an der Pockau hatte ihren Nimbus endgültig verloren.

Das ist auch der tiefere Grund, weshalb man heute den Kopf schüttelt, daß es früher einmal anders gewesen sein soll. Freilich, wer soll sich das heute vorstellen können: Söhne des Preßnitztales verlassen die Heimat und versuchen ihr Glück an den fernen Ufern der schwarzen Pockau! Daß es so war, ist ja wohl nicht mehr zu bezweifeln. Des Rätsels Lösung aber ist einfach die: es hat in der Grenzpflege um Kühnhaide tatsächlich einmal so etwas wie eine Blüte, tatsächlich einmal „bessere Zeiten“ gegeben.

Und damit kann man sich wohl auch bescheiden. — Den Kühnhaidnern aber dürfte die Sache noch ein bißchen länger „im Kopf herumgehen“. Sie sehen das Dunkel plötzlich aufgehellt, das sich jahrhundertweit über Väter und Vorfäter gebreitet hatte. Sie sehen von etlichen Bäumen im Einwohnerwald die Wurzeln entblößt. Von dort also stammen wir „Grabensteiger“, wir „Tefel“, wir „Vangermüller“, wir „Aschfried“- und „Kaden“-Leute. Irgendwo bei Oberschar, da ist unsere Heimat. Und wir sind vor langer, langer Zeit schon einmal dicht beieinander gewesen. So wie wir uns heute auf längst erlosemem Heimatboden guten Tag und guten Weg sagen, uns Bevatter nennen und unsere Söhne und Töchter zusammengeben, so haben vor 300 Jahren die Kilian und Thomas Bräuer, die Georg Siegert, die Toffel Lorenz, die Georg Vanger, die Peter Richter und Caspar Böttcher anderswo, nämlich an den Ufern der Preßnitz, beieinander gelebt in guten und bösen Tagen.

Aber wir haben davon nichts gewußt, haben es nicht einmal geahnt. Wem wäre es auch in den Sinn gekommen, weiter hinauszudenken als über den Großvater oder die Urgroßmutter, die wir selber gerade noch gefannt haben? Wen hätte es gereizt, seine Ahnen zu erforschen? Der kleine Mann, was brauchte er Ahnen?

Wir sollten es begrüßen, daß sich hierin ein Wandel vollzieht. Es kann keinem schaden, wenn er sich Kunde verschafft über das Werden der Heimat und ihrer Menschen, Kunde über seine eigene Vergangenheit. Seiner Väter bewußt werden, das heißt: erst recht seiner selbst bewußt werden.

## **Drei und ein Auto.**

Roman von Gunthar Ulrich Ulenhorst.

(Copyright by: Horn-Verlag, Berlin W 35.)

9

Cäsarina Seiffert sitzt am Bett Erni und hält die kleine Hand in der ihren. Eigentlich hätte Erni schon aufstehen dürfen, denn es ist ihr schon um vieles besser. Aber die Chefin hat darauf gedrungen, daß sie sich noch schont und ausruht. Und diesen Befehl hat Erni befolgen müssen.

Im Augenblick sieht sie sehr blaß und gequält aus, und auf ihren Wangen sind Tränen Spuren. Denn sie hat eben Cäsarina die ganze Geschichte erzählt von Fritzens Treubruch und der Gemeinheit seiner sogenannten Braut.

„Können Sie sich vorstellen, Fräulein Seiffert?“, hat sie unter Tränen gefragt, „wie einem zumute ist, wenn die andere kommt und so schön und reich ist und sagt: „Machen Sie ein Bild von mir, es soll eine Ueberraschung für meinen Verlobten sein?“ Und einen eigenen Wagen hat sie auch noch, ja, sie braucht nicht zu betteln, daß man sie mitnimmt, sie nimmt Fritz mit — weggenommen hat sie ihn mir ja schon.“

Cäsarina zögert einen Augenblick, dann streichelt sie sanft die kleine Hand, die schon wieder zu zittern beginnt.

„Ich kann alles verstehen, kleine Erni, viel mehr, als Sie ahnen! Sehen Sie, Trostworte sind ja billig, ich weiß das. Aber vielleicht ist es Ihnen Trost, zu wissen, daß ich alles selbst schon durchgemacht habe.“

Erni sieht ihre Chefin verwundert an. Sie sieht die riesige Gestalt mit dem mächtigen Cäsarenkopf, dem männlichen Haarschnitt, der riesenhaften Hornbrille. Sie hat sich nie vorstellen können, nie daran gedacht, daß auch Cäsarina jemals das Ge-

fallen eines Mannes erregen könnte. — Die Chefin lächelt ein wenig spöttisch, ein bißchen wehmütig.

„Nicht wahr, Kind, das kommt Ihnen wohl ein bißchen komisch vor — diese alte Schachtel, diesen Raubbesen, sich an der Seite eines Mannes vorzustellen. Nun, nun, deswegen brauchen Sie nicht gleich rot zu werden.“

In der Tat, Erni ist wie von Purpur übergossen, daß man sie auf diesem Gedanken ertappt hat. Jetzt schüttelt sie energisch den Kopf.

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Erni, ich lasse mir von meinem Spiegel nie etwas vorlügen! Einst vielleicht, als ich jung war, war es etwas anderes. Aber damals war ich ja auch nicht schöner als heute, nur — dümmere, hoffnungsvoller, voller Vertrauen! Und ich habe an einen Mann geglaubt, genau wie Sie!“

Erni sieht Cäsarina ernst an, und jetzt ist es nicht mehr die strenge Chefin, die behutsame Trösterin und Helferin in ihrer Krankheit, die da vor ihr sitzt. Es sind zwei Frauen, die ein gleiches Los zu einen scheint.

Mein Gott, denkt Erni, eines Tages werde ich auch so einsam und verlassen sein, nur der Arbeit hingegeben wie Cäsarina Seiffert. Und alles wegen Fritz und dem weißen Sportwagen.

Unruhig zuckt ihre Hand. Cäsarina hebt drohend den Finger. „Hübsch still liegen, Kind! Oder erregt Sie das zu sehr, wenn ich davon rede —?“

„Nein“, bittet Erni, „bitte, bitte, sprechen Sie weiter!“  
„Heimliche Backfischliebeleien, alle diese kleinen Unbetereien und Schwärmereien habe ich nicht gekannt. Wer soll sich mit einem jungen Mädchen abgeben, das aussieht wie eine Riesendame und das außerdem noch Cäsarina heißt? Mein Vater, ein braver und arbeitsamer Mann, war Lateinlehrer. Er schwärmte für Julius Cäsar und hing in seiner gut gemeinten Begeisterung mir einen Vornamen an, der mich nur unglücklicher machen mußte. So war ich denn sehr einsam. Niemand aus meinem Bekanntenkreis merkte, wie sehr ich unter dieser Zurücksetzung und Einsamkeit litt. Nein, leicht ist das nicht gewesen! Aber ich fand Ersatz für diese mir versagte Geselligkeit. Bücher, Konzerte, Theater und ein eifriges Studium halfen mir über vieles hinweg. Schließlich beschloß ich, da ich doch nie hoffen konnte, den wahren Beruf der Frau zu erfüllen, nach dem Tode meiner Eltern einen praktischen Beruf zu erlernen. Ich ließ mich in einem Kursus zur praktischen Photographin ausbilden. Und dann kam er — — —“

Sie schwieg. Auf ihren groben Gesichtszügen lag ein seltsam milder Schimmer einer Erinnerung, dann aber verschwand er wieder, wie von einer grauen Wolke verdeckt.

Erni ließ den Blick nicht von der Erzählenden.

„Er?“ flüsterte sie wie aus tiefen Gedanken heraus.

Cäsarina Seiffert lachte besfreiend.

„D ja, Kind, er war ein hübscher junger Mann. Und er wußte auch zu reden wie — nun wie es einem dummen Ding wie mir gefallen mußte, das nichts von der Welt wußte und doch eine so große Sehnsucht nach Glück im Herzen trug. Ihm glaubte ich es, wenn er mich schön und bezaubernd fand, mir tausend Schmeichelworte sagte, mochte auch mein Spiegel das Gegenteil behaupten. Was soll ich Ihnen erzählen, Erni, wir verlobten uns eben und ich strahlte vor Glück und Seligkeit!“

Sie schwieg einen Augenblick. Zu mächtig erschienen die Bilder einer längst verklungenen Vergangenheit auf sie einzustürmen. Die dunkle und rauhe Stimme versuchte vergebens, einen leichten und gleichgültigen Klang anzunehmen.

„Wir machten unsere üblichen Besuche. Natürlich grub ich in meiner dummen Seligkeit, in meinem Stolz auf diesen hübschen schlanken Mann die urälteste Bekanntschaft aus, nur um mich mit ihm überall zu zeigen. Ich muß ziemlich lächerlich ausgesehen haben. Damals in meiner Eitelkeit neben ihm. Aber es währte nicht lange. Eines Tages wartete ich vergeblich auf meinen Verlobten.“

Der harte Zug um Cäsarinas Mund vertiefte sich.

„Und — — und — —?“ fragte Erni, ganz hingerissen von dem fremden Schicksal, das ihr doch so nahe war.

„Und? — Nun, mein Verlobter, der Mann, den ich liebte und dem ich über alles vertraute, mit dem ich eine schöne Zukunft ersehnte, war festgenommen worden — verhaftet als ganz gewöhnlicher und gemeiner vorbestrafter Heiratschwindler. Wie eine dumme Gans war ich ihm in die Falle gegangen. Noch einmal sah ich ihn wieder. Als Zeugin im Gerichtssaal, er auf der Anklagebank. Eine Welt brach in mir zusammen. Mein letzter Glaube an die Männer zerbrach, als er mich dann noch vor seinen Richtern mit höhnischen Worten verspottete, mich die „Riesendame“ nannte!“

Cäsarina Seiffert saß still, selber bedrückt und erschüttert von dieser Erinnerungsstunde. Jetzt war es Erni, die schüchtern und tröstend Cäsarinas Hand streichelte.

Die Chefin blickte auf.

„Lassen Sie gut sein, Kind. Ich bin sehr töricht, daß ich Ihnen diese alte Geschichte erzähle. Aber Sie sehen doch, ich bin nicht so zugrunde gegangen. Man stirbt nicht so leicht an einem gebrochenen Herzen. Man muß nur ein Ziel im Auge haben. Meines war der Beruf, die Arbeit. Nach jener Enttäuschung bin ich in die Welt gefahren, habe den Namen des Ateliers C. Seiffert groß gemacht. Habe meine Pflicht getan, immer wieder. Und das ist auch etwas.“

Erni nickte aus ihren Rissen heraus. Ja, das weiß sie. Der Name C. Seiffert hat einen guten Klang in den Fachkreisen und bei den Kunden in aller Welt. Alles, was Namen hat, aus dem Reich der Kunst, der Wissenschaft, der Diplomatie läßt sich im Atelier C. Seiffert aufnehmen. Denn nirgends bekommt man solche Bilder, so schön und individuell zugleich. Cäsarina Seiffert ist „die große Mode“ — und es ist eine Ehre, sich von ihr ausbilden zu lassen.

Erni scheint in diesem Augenblick, als ob es doch mehr im Leben zu tun und zu erreichen gäbe, als der nutzlosen Trauer um eine verlorene Liebe sich hinzugeben.

Nein, sie darf und will Fritz nie, nie wieder sehen, sie will und muß ein neues, ein ganz anderes Leben beginnen. Sie ist ja noch so jung, mit allen Gaben gesegnet. Nein, nie wieder Fritz, nie wieder — — —

So deutlich spiegelt sich ihr innerer Kampf auf ihrem Gesichtchen ab, daß sich Cäsarina begütigend über sie beugt.

„Aber Erni, was ist denn? Habe ich alte Schachtel Sie so sehr mit meinem dummen Geschwätz aufgeregt?“

„Ich will ihn nicht sehen, nie wieder will ich ihn sehen“, stößt Erni verzweifelt hervor.

„Regen Sie sich nicht so auf, Kind, ich verspreche Ihnen, was an mir liegt, soll geschehen, damit Sie Herrn Krüger nicht mehr begegnen.“

„Aber, wenn ich wieder im Atelier bin, am Ende kommt er dann einmal.“ In Ernies Augen stehen Tränen.

„Erstmals sind Sie ja jetzt nicht im Atelier, sondern Sie werden hübsch auf Urlaub gehen. Still, keine Widerrede. Ich als Ihr Chef gebe Ihnen Urlaub — für die Kosten wird sich schon ein Ausweg finden. Und hinterher —“, Cäsarina denkt nach. „Ich habe schon lange überlegt, Kind, daß Sie eigentlich einmal in ein anderes Arbeitsgebiet müßten. Was Sie bei mir lernen können, haben Sie gelernt. Sie müßten einmal Landschafts- und Städteaufnahmen machen — vielleicht schicke ich Sie auf eine Deutschlandreise, wenn Sie wieder kräftig sind.“

Es klopft. — Das Stubenmädchen kommt mit einem etwas erschrockenen Gesicht:

„Fräulein Seiffert, der Herr Fritz Krüger.“

Erni fährt im Bett auf. Cäsarina drückt sie energisch wieder in ihre Kissen zurück.

„Wo? Am Telephon?“

„Nein, draußen, er fragt, ob Fräulein Seiffert zu sprechen wäre.“

„Sie haben ihm doch nicht gesagt, daß Fräulein Erni hier ist?“

„Fräulein Seiffert haben es mir doch ausdrücklich verboten.“

„Herr Krüger möchte einen Augenblick warten, ich komme gleich.“

„Lassen Sie ihn nicht rein, bitte, ich kann ihn nicht sehen, ich —“ Erni fliegt am ganzen Körper vor Aufregung.

„Aber nein doch, Kind, ich werde ihm sagen, Sie wären auf Erholung und kämen dann auch nicht mehr in mein Atelier zurück. Das ist dann wenigstens nur eine halbe Lüge, aber“, schließt Cäsarina mit einem grimmigen Lächeln, „die hat er mindestens verdient.“

Fritz Krüger springt auf, wie Cäsarina ins Zimmer tritt.

„Verzeihen Sie, Fräulein Seiffert, wenn ich störe, ich bin in großer Sorge wegen meiner Braut —“

„Sie meinen Fräulein Mey“, verweisend sieht Cäsarina ihren Besuch an.

„Ja, natürlich“, stottert Fritz. Aber ehe er noch weiter nachdenken kann, fährt Cäsarina eilig fort:

„Es tut mir leid, daß Sie sich umsonst bemüht haben, Herr Krüger. Fräulein Mey ist krankheits halber auf Urlaub gegangen und wird hinterher nicht mehr in meinen Betrieb zurückkehren.“

„Nicht mehr zurückkehren? Ja, was wird sie denn machen?“

„Ich glaube, sie hat außerhalb ein Stellungsangebot angenommen — wie gesagt, ich bin darüber nicht näher orientiert. Wünschen Sie noch irgend etwas, Herr Krüger? Ich bin nämlich eilig.“

„Nein, vielen Dank, dann bitte ich um Entschuldigung, daß ich Sie belästigt habe.“

Fritz weiß nicht, wie er aus dem Hause kommt, er steht plötzlich auf der Straße und nimmt seinen Weg mechanisch zur Elektrischen. Wohin er eigentlich will? Erni ist irgendwo — aber er kann sie nicht erreichen. Sie ist wohl für immer böse mit ihm — sonst hätte sie ihm doch ein Wort geschrieben. Kann sie wirklich diese dumme Autosache so ernst nehmen? So wenig ist er ihr also gewesen? Daß sie im kindischen Trotz es wegen einer solchen Lappalie zum Bruch kommen ließ! Und er hat sie unendlich geliebt, hat ein ganzes Leben durch Freud und Leid mit ihr gehen wollen. Am letzten Weihnachten hat er ihr noch in ein Buch die schönen Verse Simon Dach's aus dem lieben alten Lied „Aennchen von Tharau“ hineingeschrieben:

„Kam alles Wetter gleich auf uns zu schlah'n,  
Wir sind gewillt, beieinander zu stahn.  
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,  
Soll unserer Liebe Verknotigung sein.“

Er ist doch ein unverbesserlicher Träumer. Früher gab es Menschen, die durch Leid und Pein des Lebens miteinander gingen. Heute? Heute löst sich ein Mädel von einem Manne, nur weil er ihr in einer lächerlichen Sache, wie so eine Autofahrt, nicht den Willen tut.

Aber er will Erni zeigen, daß er dasselbe kann wie sie. Er will sie vergessen. Von so etwas darf man sich nicht umwerfen lassen. Wenn das Herz auch noch so sehr zuckt und schmerzt. Ein richtiger Kerl muß darüber hinwegkommen.

Eins fällt Friß plötzlich schwer auf seine Seele, das ist die Geschichte mit Annemarie und Erni. Ob Annemarie Erni wirklich noch aufgesucht hat? Jedenfalls will er Annemarie reinen Wein einschenken. Sowie er im Büro angekommen ist, schreibt er ihr nach Bielefeld:

„Liebe Annemarie!

Meine so frühlich begonnene Reise hat leider sehr traurig geendet. Ich weiß nicht, ob Du unsere lustige Berabredung, Erni Meyers betreffend, gehalten hast. Hoffentlich warst Du nicht bei Erni. Ich möchte Dir nur sagen, ich bin ganz auseinander mit ihr. Sie ist aus Berlin fort — ich habe innerlich ganz Schluß gemacht mit dieser Liebe, ich habe wohl doch in Erni mehr gesehen als sie wirklich ist.

Viele herzliche Grüße Dir und Deinem Verlobten und Deinen Eltern  
Dein Better Friß.“

Diesen Brief erhält Annemarie, nachdem sie wieder daheim ist. Ihr ist recht ernst zumute. Sie fühlt aus den Zeilen des Betters sehr deutlich heraus, Friß ist noch durchaus nicht mit dieser Erni fertig, seine Worte sind richtig gekrampft. Aber wie hat doch Gerwald so klar gesagt: „Jeder Mann muß

einmal durch solch eine Erfahrung hindurch und darf daran nicht zerbrechen.“ Armer Friß, nun ist es an ihm.

Sie antwortet ihm umgehend.

„Lieber Friß!

Ich erhielt Deinen Brief und bin traurig und froh zugleich, weil ich nachfühlen kann, wie schwer es ist, von einer Liebe Abschied zu nehmen. Froh, weil Du noch zur rechten Zeit zur Erkenntnis gekommen bist; Erni ist Deiner wirklich nicht wert. Ich habe sie kennengelernt — und ich habe keinen guten Eindruck von ihr gehabt. Außerdem ist sie schon anderweitig interessiert, sie hat mir einen jungen Mann, der auf sie wartete, als ihren Verlobten bezeichnet. Also, Kopf hoch, sei ein Mann! Du wirst schon darüber hinwegkommen. Gerwald läßt dich vielmals grüßen.

Deine Kusine Annemarie.“

Mit Zittern und Zagen hat Erni gewartet, ob sich Friß ihr nicht noch einmal nähern würde. Der Zufall liebt mitunter solch heimtückische Begegnungen. Aber dagegen weiß Cäsarina Rat. Eines Morgens liegt eine Fahrkarte nach Süddeutschland auf Ernis Frühstückstisch. Cäsarina, hinter der Morgenzeitung verborgen, späht lächelnd herüber. Plötzlich springt Erni auf, legt ihre Arme um den Hals Cäsarinas — sie hat alle Scheu vor ihr verloren, sie ist nicht mehr die Chefin, nein, sie ist ihre mütterliche Freundin.

„Oh, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen so sehr.“

„Deswegen brauchen Sie mich noch lange nicht zu Mus zu zerquetschen“, ist Cäsarinas brummige Antwort, aber vor diesem Brummen fürchtet Erni sich schon längst nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

## Riesenrelief für das Reichsluftfahrtministerium.

In einem eigens zu diesem Zweck erbauten Atelier in Berlin-Tempelhof entsteht der Welt größte Monumental-Relief, das Professor Arnold Waldschmidt-Stuttgart für den Säulengang des Reichsluftfahrtministeriums entworfen hat.

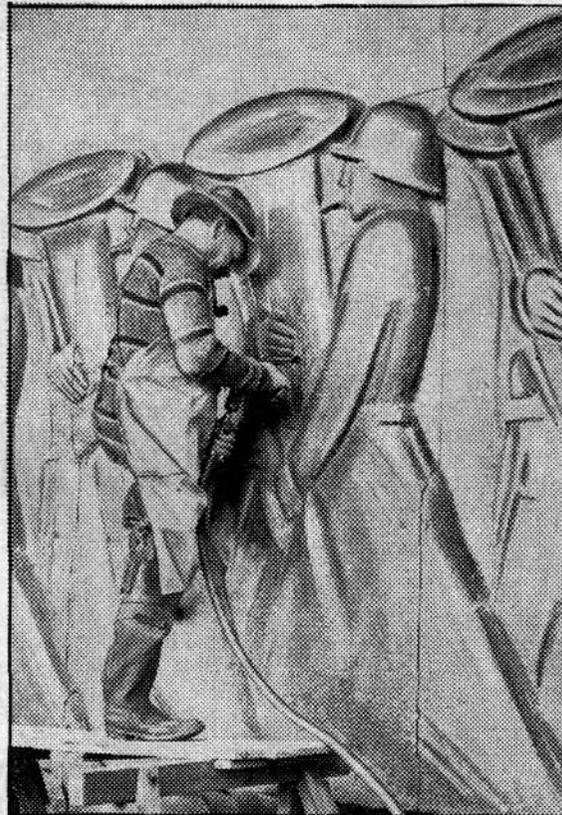
Hinter dem hohen Bretterzaun, der den Blick der Neugierigen auf dem Tempelhofer Feld verwehrt, aus dem allmählich die großen Gebäude des neuen Berliner Flughafens emporwachsen, erhebt sich eine hohe, rotgestrichene Baracke. Breite Fenster geben die Sicht nach Norden frei. Wir befinden uns im Atelier des Stuttgarter Akademieprofessors Arnold Waldschmidt, der hier an der gewaltigsten Aufgabe seines Lebens schafft — an einem Monumental-Relief für das Reichsluftfahrtministerium, das zum größten Kunstwerk dieser Art in der Welt werden wird.

Die aufwühlenden Takte eines Militärmarches strömen aus dem Raum, zu den uns der Fliegerposten weist. Fast möchten wir glauben, daß man uns einen falschen Weg gewiesen hat, aber nach wenigen Schritten stehen wir vor riesigen Steinquadern, die die ganze Längswand des provisorischen Ateliers einnehmen, und sehen den Künstler mitten in der Arbeit. Im Takt der Grammophonmusik treibt er mit bald wuchtigen, bald verhaltenen Schlägen den stählernen Meißel in das harte Gestein vor ihm, das Teile eines Musikzuges, einen Offizier hoch zu Ross und marschierende Soldaten erkennen läßt. So packend, lebendig und voll Rhythmus sind diese mächtigen Bilder, daß man vermeint, die dröhnenden Schritte der wuchtigen Gestalten, die jubelnde Musik,

das Klappern der Hufe zu hören, aber vielleicht trägt auch der Fridericus-Marsch, den die Stahlnadel eben der Schallplatte entlockt, zu dieser seltsamen Stimmung bei. Prof. Arnold Waldschmidt steigt vom Gerüst, schiebt seinen Schlapphut tiefer in den Nacken und stellt den Sprechapparat ab. „Ich brauche diese Musik“, sagt er dann, „ich muß diese mitreißenden Märsche in meinen Ohren klingen hören, damit sie mir die Kraft geben, den Meißel so zu führen, wie ich ihn schlagen will. Der harte, spröde Stein soll von dem Auf und Ab der Töne erfaßt werden, die Trompeten müssen wirklich blasen und die Soldaten so beschwingt marschieren, wie sie nur ihre schweren Stiefel auf die Erde setzen können, wenn Marschmusik sie zur höchsten Anspannung ihrer Kräfte treibt.“

Der 60jährige Künstler, unter dessen Hand das größte Relief der Welt entsteht, hat wahrhaftig nicht zu viel gesagt. Ein ständiges Wogen und Wallen strömt über das Monumental-Relief, das bereits zu einem Drittel fertiggestellt ist, jede Gestalt hat hier ihren eigenen Ausdruck, jedes Gesicht sein besonderes Leben, jeder Stahlhelm, jeder Mantel, jede Fußgruppe trägt eine andere künstlerische Lösung. Grob behauen ist der Stein, und doch, wie weich und wellig fließen die Linien, welche Wucht und welche Erhabenheit liegt in allen Formen, die, von wo sie auch betrachtet werden mögen, immer die gleiche, geradezu erschütternde Wirkung ausüben.

Schon ein Teilstück vermittelt einen Eindruck von dem Riesenrelief, an dem wir Prof. Waldschmidt mit der Preßluftschleifmaschine an der Arbeit sehen.



(Presse-Bild-Zentrale, K.)

# Das Mordgewehr.

Eine Wildererergeschichte von Karl Robert Popp.

(1. Fortf. und Schluß.)

Franz Luser hatte zu der Zeit schon so viel Korn geschnitten, daß es rein unmöglich war, ihn als eventuellen Täter zu bezeichnen. Da an diesem Alibi nicht zu rütteln war, ließ man den Franz Luser — er machte im übrigen vor Gericht einen scheuen und bedrückten Eindruck — aus dem Spiel und wandte sich allein dem Petermichel zu. Leute meldeten sich, die seine Drohungen gegen den Förster damals gehört hatten, die Indizien reichten völlig aus, er wurde zum Tode verurteilt. Landesherrliche Gnade verwandelte die Todesstrafe in lebenslanges Zuchthaus. Als das Urteil verlesen wurde, hatte der Petermichel laut aufgeschrien und abermals geschworen, er sei nicht der Mörder des Försters. Dann war er, gebrochen und gesenkten Hauptes, hinter die festen Gitter des Wolfensteines gebracht worden. Der Wärter erzählte später, er habe dort oft stundenlang das Antlitz gegen die Eisenstäbe gepreßt, hinübergesehen zu den Wäldern seiner Heimat, geschrien vor Heimweh und geweint wie ein Kind. Dann habe er wochenlang gebettelt, man möge einen Waldvogel, einen Stieglitz oder Hänfling, in seiner Zelle dulden, bis er das Nutzlose solcher Bitten einsah und endgültig schwieg.

In seinem kleinen Heimatdorfe hatte erst unbeschreibliche Aufregung geherrscht und nur allmählich wurde wieder Ruhe. Die Schüsse in den Wäldern waren seit Walthers Tode verhallt, Ruhe herrschte in den Revieren. Das war eine Bestätigung mehr für die Täterschaft des verstorbenen Petermichel. Der Franz Luser lief nach wie vor mit einem

Alpdruck. Dann hatte ihm geträumt, der Petermichel sei zu Unrecht von ihm ins Amt geliefert worden, und die Seele der Selbstmörderin war an sein Lager getreten. Eine Stimme mahnte in ihn, auf den Luser zu achten...

Aber es geschah nichts. Jahre gingen hin, wohl ein Duzend. Dann jährte sich wieder einmal der Todestag des unglücklichen Försters, und sein Nachfolger ging frühzeitig, es mochte um die Stunde des Mordes sein, in den Wald. Man hatte an der traurigen Stelle ein Holzkreuz errichtet, und der Förster wollte davor des toten Kameraden gedenken und ein Gebet sprechen. Als er sich unterwegs umwandte, sah er den unheimlich-wunderlichen Franz Luser die Dorfstraße heraufeilen. Da versteckte er sich, wie einer Eingebung folgend, hinter einige Tannen und ließ den seltsamen Mann an sich vorüber, um ihm zu folgen. Der Luser-Franz schien nichts und niemand zu bemerken. Stieren Blickes ging er mit seinem mehr einem Springen gleichenden Schritt gradaus. Wohin mochte er wollen? Staunend bemerkte der Förster, daß der Luser den Weg nach der Mordstelle einschlug. Jetzt stand er zwischen den Stämmen, das Holzkreuz ragte auf, und da!

Ein Schrei kam von Lusers Lippen, ein Aufschrei, daß es den Förster bis aufs Mark durchfuhr. Wie gebannt blieb er stehen und blickte auf die unheimliche Szene, die er bis zu seinem Tode nicht vergessen konnte. Mit schleichenden Schritten ging der Luser-Franz auf das Kreuz zu. Dann wandte er ihm den Rücken und hantierte mit den Händen in der Luft herum. Sah aus, als drehe er einen

## Schul- aufführungen im Obererzgebirge

Die Scheibenerger  
Schuljugend

Spielle am 27. Februar das heimliche Märchenpiel „Rotkopf Jörge“ für das Winterhilfswerk und durfte sich über einen vollen Erfolg herzlich freuen. Unsere Aufnahme zeigt eine der vielen Sprechenden Gruppen, die das sinnvolle Spiel belebten. Es sind die Zwerge, die in rastloser Arbeit der Goldgier des Bergkönigs trohnen müssen. Jörge, der arme, doch innerlich so reiche Musikant, verzichtet jedoch feiner Geige und feinem



(Autn.: B.-H. Heißlerbergk.)



Spiel zuliebe auf dieses Gold aus dem Windberg-Zauberreich. Das Stück klingt aus mit dem Bekenntnis „Was frag ich viel nach Geld und Gul, wenn ich zufrieden bin“ und weist damit auf den höheren Sinn unseres Lebens hin.

In Jöhltadl

wurde am 6. und 7. März das Heimallpiel „Familienstag bei Vater Fichtelberg“ von Schuldirektor a. D. Uhlig-Lauter durch Schüler und Schülerinnen erfolgreich zur Auf-führung gebracht. Unser Bild zeigt Vater Fichtelberg mit feinen Töchtern.

(Foto-Richter-Jöhltadl.)

bestärkt wurde. Wenn er mit tiefgesenktem Kopf und mit Riesenschritten durch das Dorf eilte, flüsterte man sich zu: „Der Böse treibt ihn...“ Und einige wollten in der Neujahrsnacht vor seinem Hause den Gespensterhund haben stehen sehen, die dreibeinige Winkelmutter, die heulend baldigen Tod verkündete. Der Jagd-gelhilfe, er wurde bald der neue Förster, beschloß bei sich, den Franz Luser nicht aus dem Auge zu lassen. Nachts erwachte er oft unter einem quälenden

unsichtbaren Gegenstand an einen anderen. Und mit einem Male fuhr er herum, sprang vorwärts, riß die Arme in die Höhe, als lege er ein Gewehr an, und schrie mit einer wahn-sinnigen Stimme: „Puff! Puff! Tot!“ Und dann jagte er mit solcher Schnelligkeit quer über den Berg, daß der Förster — zitternd vor Aufregung — nicht zu folgen vermochte. Als er endlich über den Gipfel leuchtete, stand der Lufer schon auf seinem Felde und schwang die Arme wie ein Berrückter und grüßte dabei nickend und grinzend zur Straße hinüber, als wären dort Menschen. Da wußte der Förster, wer der Mörder Walthers war . . .

Sie konnten aber nur einen Irrsinnigen verhaften, denn

bei dem Lufer-Franz war an jenem Morgen der Wahnsinn ausgebrochen, der schon jahrelang in seinen Augen geäuert hatte . . .

Den Petermichel holten sie mit großen Ehren aus dem festen Wolfenstein. Er war aber schon gebrochen an Leib und Seele . . .

Das Mordgewehr hat noch lange auf dem Gericht gelegen. Dany kaufte es der Waffenschmied Barth. Und nun liegt es vor mir. Drohend glänzt der gedrungene Lauf, und auf dem Schaft sind dunkle Flecke. Wie Blut sieht das aus. Ich werde das Wilderergewehr in die dunkelste Ecke legen . . .

## Lufschuß tut nüt! / Von Max Wenzel.

War doneilich emol in Gasthof e Birtrog, wu e Maa übern Lufschuß reden tat. Ich gelaab, viel Leit wußten net racht, wos dos zu bedeuten hatt. De alte Brunert-Augustine saht, do brauchet se net erscht hiezegiehe, se käm meitog net of der Luft, un wenn se emol nausging, do tät se de Kapuz auf-sehen un e Schattüchel umbinden un ne Zippelpelz aziehe, do könn't'r kä Luft ewos schoden. Wie nu noch der kläne Lehrer gesaht hatt, dos tät sich üm Gasschuß haneln, do saht geleich der Ziehner-Moritz, dos ging uns nischt a, mir hätten doch ofn Dorf gar ken Gas, do möchten nár de Stadtleit egal aufpassen, daßn se ihr Gashahnel zuhieln.

Na, es tat oder doch en Haufen Leit intressieren, desderhalb war aa der Saal voller bis hintennauss. Un ich möcht sprachen, es wor werkllich nutwenig, daß sich dos alle Leit emol ahörten un e Lehr draus ziehe taten. Es is doch esu, dorch dan Schandfrieden sei mir ne Feinden preisgabn wie de Kuhhaseln ne Ward. Lof heit nár ne Kummel lusgiehe, do brauchn sich nár über der Grenz in Böhme e paar Karle in ihre Flugzeig ze setzen un dann „Hadjee Berlin!“ Un mir in unern Seberg wärn de erschten, die drakäme. Der Weißflugung saht zwar, mir hätten schie lang sette Strahln derfunden, da braucheten mer bluf naufzelechten, do täten de Flugzeig ronnerporzeln wie de Meppeln von Pflaumebaum. Dar Maa, dar den Birtrog hiel, saht oder, dodrauf sollten mer uns net verlossen, dos wär olbersch Gemahr. Unere alten Krieger, die miet draußen warn, die wissen Beschäd, wos e Luftagriff is! Na, wie gesaht, dar Maa hoot bal drei Stunden uns alles ausenannergedemonstrier, wie gefahrlich die Sach wär, oder aa, wie wir uns hal-fen kánnten, wenn mer zor rachten Zeit derzu täten. Es hobn sich aa bal alle Leit in dan Reichslufschußbund ei-schreiben lossen, daßn se miet halfen wollten, wenns emol nit tut.

Oder dos ka mer sich virstellen: Dos Gered hinerhar! Un mer weß doch, wie de Leit sei! Of der en Seit alte Mahr-guschun un of der anern Seit de schlachten Guschun, die's dan anern noch orndlich fürsch Gald macheten. Un die gescheiten Leit, die alles besser wissen wolltn wie dar Lufschußmaa salber. Do warn welche, die sahten: „Wenns lusgieht, do machen mer uns naus in Wald!“ Schie racht! Do ka der-weile 's Dorf waggrenne! Un dar Wald draußen, dar is vu en setten Flugzeig drubn esu gut ze derkenne, daßn se erscht racht neipflastern könne. Welche sahten, dar Maa hatt gesaht, dar Gas blieb drunten ofn Ardsbuden. Nu, do wärsch doch wuhl an besten, mer ging ofn Deberbuden nauf un net in Kaller. Ja, oder esuweit kimmt dar Gas schie noch. Un dann bleib emol ofn Deberbuden, wenns sette Brandsäz nei-wichst, daß alles in Flamme aufgieht. „Nu“, saht wieder ener, „do is doch an besten, mer bleib in seiner Stub, do ka en nischt passiern.“ Ja, du bist gescheit! Da kriegt de vu allen bäden de Butt voll; dá do stackst de doch gerod in der Mitte drinne! Ofn Hahnel-Lob, dar e sette neigierete Zieg is, hatten se schie e Barschel gemacht, dos ging esu:

„Na, Lob, wos machst dá du vir Angst, wenn's werd de Walt zerhaa?“ —

„Ich guck zon Budenfanster naus, do ka ich's besser sah!“

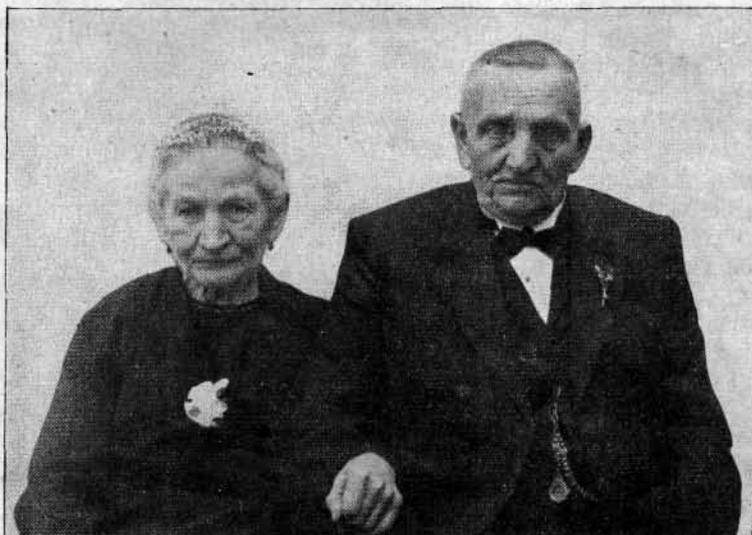
Wie unerschiedlich sich nu de Leit bei esuwos eistellen tune! Do gob'rsch welche, die wußten's ganz genau, dos wär alles nár Gered. Der Zumpe-Richard saht, es gáb gar ken Krieg, un de Bähmischen täten uns nischt. Seiner Fraa ihr

Potvetter wär drinne in der Raadner Gengd. Dorten dos wärn sette feine Leit, die täten uns nischt. Ja, wenns of die akäm! Die esu reden, dos sei oder gerod diejenigen, die hiner-har, wenns werkllich emol brenzlich werd, sich hiestelln un sprachen: „Na, wos werd dá nu? De Regierung hoot net vornewag für uns gesorgt!“

Anere wieder, die brängt de Angst bal üm. Die sinne von früh bis ohmd nár drüber nooch, wos nu emol mit se ward, an liebsten möchten se schie ize heiln un fleschen. Un traten e paar sette beienanner, die hobn schie ize de Hufen voll — Angst. Dann seiere, die sogn vornewag: „Es hoot gar ken Zwack, wos ze machen! Wenns lusgieht, do sei mir alle verlurn wie de Judenfeeln! Do ka uns nischt halfen of der Walt! Do häßt's nár, sich nei in Bett legn un owarten, bis en in der Luft wichst!“ Die sei ize schiene raus, die machen gar nischt miet. Oder ich ka merich schie denken: in Arnstfall, do sei se de erschten, die in Kaller nonnerrammeln un niemanden neilossen wolln. Un an wos alles gedacht wur! Do hatt dar Maa gesaht, es derften net mehr Leit in en setten Kaller nei, als wie Luft wär, dos häßt, das of en jeden Mensch drei Kubikmeter Luft käme. Nu saht ener, wie dos wär, wenn ize in en setten Kaller of emol in ihrer Angst e Fraa nieder-käm! Wu nähme se dá do of emol die drei Kubikmeter Luft für dos neie Kind har?! Na, do konnt mer se beruhing, dos kläne Kind brauchet net esuviel Luft, dos wür schie miet dorch-gefüttert.

Biel Sorgn hatten aa maniche Leit wagn die Gasmasken. Zon Zippel-August sahten se oder: „Du brauchst káne Gas-mask! Du tußt doch Tog un Nacht de Pfeif net aus'n Maul!“

### Goldene Hochzeit in Königswalde.



Albert Meyer und Frau Wilhelmine geb. Pöltrich feierten am 6. März 1937 in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit ihre 50jährige Lebensgemeinschaft. Wir wünten dem Jubelpaar, das im Dienst am Heimatboden alt und grau geworden ist, einen recht gesegneten Lebensabend und hoffen mit ihm noch recht viele Jahre durch die Heimatzeigung verbunden zu bleiben.

(Foto: O. Köhler-Königswalde.)

Du kriegst doch käne anere Luft in dir nei, als wie die aus'n Pfeifentup! Un die Luft vu deiner Sorte Tobak — do ta's schlimmste Galkreizzgas net miet!" Se sahten aa, für maniche Leit in unnern Dorf müßten se erscht e Gasmask derfinden, wu mer derbei Pfeif raachn könnn, sifst müßten die Leit verschmachten!

Na, Spaß beiseit! Macht eich eire Luft dermiet — meit-

wagn! Oder macht aa, wos eich in rachter Sorg um uner Boterland gesahet werd! War seine Budenkammer noch net entrümpelt hoot — lus dermiet! Un saht eich vir, dä vier-gesah is besser wie noochgesah! Un wenn erngdwu e jetter Birtrog oder e Belehring is, do gieht hie — es is alles für dir! für unere Hamet! für uner deitsches Boterland!

## Was unsere Eltern und Voreltern erlebten. / Auszüge aus alten Jahrgängen des Tageblattes „Annaberger Wochenblatt“.

**Eine Erpressergeschichte. — Annaberger Spielerprozesse. — Das elektrische Licht hält seinen Einzug in Erzgebirgsgemeinden. — Unfälle und Brände.**

### **Vor 25 Jahren.**

Die Annaberger hatten im März 1912 allerhand interessante Gesprächsstoffe. An den Stammtischen wurden die „Spielerprozesse“ eifrig besprochen und dann munkelte man von einer dunklen Erpressergeschichte. Ein Annaberger Geschäftsmann war durch einen Drohbrief aufgefordert worden, 500 Mark an einer genau bestimmten Stelle des Schreckenberges niederzulegen, „wenn ihm sein und seiner Frau Leben lieb sei“. Als er auf diesen Erpressungsversuch nicht reagierte, wurde die Summe auf 1000 Mark erhöht. Um die behördlichen Recherchen nicht zu erschweren, berichtete das T. N. W. zunächst nicht über diesen Fall. Als aber geldhungrige Reporter darüber in auswärtigen Zeitungen berichteten, mußte auch das Heimatblatt seine Zurückhaltung aufgeben. Es gab dabei der Vermutung Ausdruck, daß es sich auch um einen Dummenjungenstreich handeln könne. Tatsächlich konnte es schon wenige Tage später berichten, daß als „Erpresser“ ein 12jähriger Schuljunge (!) von auswärts ermittelt worden war, dem man zunächst eine ganz gehörige Tracht Prügel verabreichte.

In Annaberg wurde vor 25 Jahren den verbotenen Glücksspielen leider sehr gehuldigt und es kam mehrfach zu Prozessen vor dem hiesigen Schöffengericht. Wieder einmal waren Spieler beim „Mauscheln“ ertappt worden und wieder war der Gastwirt der alleinige Leidtragende, denn die Spieler gingen straffrei aus. Darüber regte man sich mit Recht sehr auf.

Am 1. März 1912 eröffnete Crottendorf sein Volksbad, zu dem am 20. Juli des Vorjahres der Grundstein gelegt worden war. Es war Eigentum der „Vereinigung Volksbad Crottendorf und Umgegend“, e. G. m. b. H., der 60 Mitglieder angehörten. Die Gemeinde hatte ein Darlehn von 30 000 Mark gegeben.

Die Weihe der neuen Orgel der Bärensteiner Kirche fand am 3. März statt und war mit einem Kirchenkonzert verbunden.

In Oberwiesenthal stand der Bau einer Wasserleitung im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Die Vermessungsarbeiten waren beendet und die ersten Kostenschätzungen lagen bereits vor. Es gab aber eine Anzahl Einwohner, die mit dem Wasserleitungsbau nicht befreundet konnten und darin „eine Gefahr für die Stadt“ erblickten!

Die Winterferien hatte durch Tauwetter ein frühes Ende gefunden. Nur auf dem Fichtelberg war Ende Februar und Anfang März noch Skisport möglich.

Durch die ungewöhnlich warme Witterung waren in Unterwiesenthal am Sparingberg die Felder schon so trocken, daß man in den ersten Märztagen mit den Feldarbeiten beginnen konnte, was seit vielen Jahren nicht vorgekommen war.

In Wolkenstein wurde ein gemeinnütziger Bauverein gegründet, um dem Wohnungsmangel abzuwehren.

In Crottendorf hielt Mitte März die Elektrizität ihren Einzug. Die Installation erfolgte durch die Ueberlandzentrale „Obererzgebirge“.

Die Krokusblüte in Drebach setzte am 20. März ein. In Sehma wurde am 21. März unter 68 Bewerbern Johann Friedrich Mahn aus Leipzig zum Schuldirektor gewählt. Diese Wahl hat sich sehr segensreich erwiesen und Schuldirektor Mahn, der im April 1937 sein 25jähriges Direktor-Jubiläum begehen kann, hat sich um Sehma hochverdient gemacht.

Ein erschütternder Unfall trug sich am 23. März in Annaberg zu. Der 13jährige Horst Günther, der Sohn einer von

vielen Schicksalschlägen schwer heimgesuchten Witwe, kam in einer Mangelstube, wo er Handreichungen machte, zwischen Mangelkasten und Wand. Die erlittenen Verletzungen waren so schwer, daß der Tod auf der Stelle eintrat.

In Geyersdorf brannte am 23. März 1912 zur Freude aller Einwohner zum ersten Male die elektrische Straßenbeleuchtung.

Die Weihe der städtischen Turnhalle in Scheibenberg wurde am 24. März in feierlicher Weise vollzogen.

Ein Schadenfeuer in der Gehlertischen Maschinenfabrik zu Neudorf zerstörte am 24. März eine Anzahl landwirtschaftlicher Maschinen, Fahrräder und viele wertvolle Modelle.

Die Handelsschule des Kaufmännischen Vereins zu Annaberg beging am 25. und 29. März die Feier ihres 25jährigen Bestehens.

Bei der Rettung eines dreijährigen Kindes, das in die Zichopau gefallen war, ertrank am 26. März der Hilfswelchenssteller Uhlig aus Wolkenstein. Der edelmütige Retter, dessen Leiche abgetrieben wurde, hinterließ eine Frau und vier Kinder. Das Kind, dem die aufopfernde Tat galt, wurde gerettet.

Das erste Gewitter des Jahres entlud sich in den Abendstunden des 28. März südlich und östlich von Annaberg. Ein angenehmer Regen minderte die schwüle Tagetemperatur. — Auf den höchsten Stellen des Fichtelberges lag Ende März noch 60 Zentimeter Schnee.

Am 31. März verunglückten in Crottendorf zwei Arbeiter in einer Lehmgrube. Sie wurden von einer hereinbrechenden Wand verschüttet und konnten nur schwer verletzt geborgen werden.

### **Der ehrliche Finder wird gebeten . . .\*)**

Zerstreutes und vergeßliches Alt-Annaberg.

Am 22. Mai ist auf dem Schießhause zu Buchholz ein goldenes Zigarrenpfeifchen mit Bernsteinspitze abhanden gekommen. Wer mir solches wiederverschafft, erhält angemessene Belohnung durch die Expedition d. Bl.

\* \* \*

Am 6. Juni d. J. wurde eine dreigehäufige sogen. Londoner Uhr, mit Sekundenweiser versehen, auf der durch Scheibenberggehenden Chaussee verloren. Wer solche gefunden und in d. Exp. d. Bl. abgibt, erhält 16 Gr. Belohnung.

\*) Aus dem T. N. W. Jahrgang 1837.

Herbert Böhme las aus eigenen Werken am 11. März 1937 in einer Veranstaltung der SA-Brigade 34, die von der SA-Standard 244 im Annaberger Schützenhaus durchgeführt wurde.



# „Wo ist denn der deutsche Grenzmilitär . . .?“

Auslands-Journalisten auf der Fahrt durch das Obererzgebirge.

Nicht nur Journalisten aus ganz Mitteleuropa, sondern auch Vertreterinnen amerikanischer Zeitungen gaben sich auf der dritten Sachsenfahrt ausländischer Pressevertreter vom 4.—6. März im Anschluß an die Leipziger Messe ein Stelldichein.

Wir hatten Gelegenheit, dieser Fahrt, die auch unser obererzgebirgisches Grenzgebiet berührte, beizuwohnen und glauben deshalb, zuverlässig darüber urteilen zu können, welchen Wert eine derartige Propagandaaktion in sich birgt, die die wirtschaftliche Struktur des Sachsenlandes, den rastlosen Fleiß seines Volkes und die Vielfalt seiner Produktion den ausländischen Besuchern ebenso offenbarte wie die einzigartige Schönheit der sächsischen Landschaft und die Gastfreundlichkeit ihrer Bewohner.

Sie kamen zu uns herauf aus Bulgarien, Dänemark, England, Estland, Frankreich, Griechenland, Holland, Italien, Jugoslawien, Lettland, Norwegen, Oesterreich, Polen, Rumänien, Schweden, Schweiz und USA, an die 60 Journalisten als Vertreter namhafter Weltblätter, Männer, die ihre Erfahrungen hatten, die sich kein X für ein U vormachen lassen, und fanden hier oben ein fleißiges freundliches Volk, fanden mustergültige Betriebe, sahen auf den großen Verbindungsstraßen einen unablässigen Autoverkehr mit Last- und Personkraftwagen, brausten mit ihren drei RRG-Autobussen allenthalben über tadellose Straßen, durch saubere Ortschaften, deren Bewohner durchaus nicht den Eindruck machten, als litt sie unter dem berüchtigten Nazi-Terror. Noch außergewöhnlich stark beeindruckt von dem gewaltigen Erlebnis der Leipziger Messe, lachte den Männern von der Presse auf dieser Fahrt überall das frohe und selbstbewußte Antlitz des neuen Deutschlands entgegen und befreite sie von den letzten Hemmungen und Zweifeln, die sie schließlich noch gehabt haben mögen.

Solchergestalt wurden wir mit den ausländischen Gästen in Annaberg bekannt, die ebenso dankbar die freundliche Begleitung der Betriebsführer durch die Firma Woldemar Wimmer-Annaberg anerkannten, wie sie sich freuten über die freundlichen Auskünfte, die sie dort von den Arbeitskameradinnen und Arbeitskameraden über die mannigfaltigen Produktionszweige und -vorgänge dieses Großbetriebs der heimischen Posamentenindustrie erhielten. Sie betraten mit Ehrfurcht den weiten St. Annen-Dom, verhielten die Schritte, als brausender Orgelklang und silberner Gefang den gewaltigen Raum durchhallten und bewunderten eingehend die Kunstwerke von Beltruf, die dieses schöne Gotteshaus in sich birgt. Sie verfolgten dann mit Aufmerksamkeit die herzlichsten Begrüßungsworte, die ihnen an freundlich hergerichteter Kaffeetafel im Hotel Museum der Kreiskulturwart Dr. Günther und Bürgermeister Dr. Niedner zuriefen und zollten ihnen ehrlichen Beifall.

Aber sie ließen es nicht bei offiziellen Anlässen bewenden. Bald hatten wir einheimischen Schriftleiter uns mit ihnen zusammengefunden, seien sie nun aus dem Norden, Süden, Osten oder Westen Europas. Immer neue Fragen tauchten auf, immer mehr wollten die ausländischen Pressekameraden von uns wissen, und je stolzer wir ihnen von dem neuen Deutschland Adolf Hitlers erzählten, desto mehr wunderten wir uns über das reiche Wissen, das diesen weitgereisten Ausländern über unser Vaterland innewohnte. Eine Frage herrschte bei ihnen vor: die nach der tschechoslowakischen Grenze. Wir brauchten den Gästen nicht viel zu sagen. Sie wußten, daß diese Grenze keine Volkstumsgrenze, sondern ein willkürlicher Schnitt durch blutverwandte Völker ist, eine jener Trennungen, die für die Schande von Versailles zeugen werden, solange sie bestehen. Wir wiesen hinüber nach Weipert, nach Neugeschrei und Böhmisch-Wiesenthal, als wir nach Oberwiesenthal fuhren, und schon tauchte eine interessante Frage auf Seiten der Gäste auf.



Auslands-Journalisten besuchen Annaberg. (T. A. W.-Bilderdienst.)

„Wo ist denn der deutsche Grenzmilitär?“, erkundigte sich in seinem eigenartigen gebrochenen Deutsch mein Nachbar, seines Zeichens ein Jugoslawe. Und ähnlich schwirrten auch sofort gleiche Fragen durch den Wagen. Wie groß war das Erstaunen immerhin, als wir ihnen erzählten, daß es so etwas nicht gäbe, daß wir keinerlei militärische Sicherungen haben, während es den Gästen andererseits genau bekannt war, daß drüben die Grenze wimmelt von Militär, von geheimer Staatspolizei und Spitzeln, daß man Betonmauern an den Straßen errichtet hat. Welch' ein Unterschied in der Auffassung staatlichen Selbstbewußtseins und des guten Gewissens! Und die ausländischen Gäste — etwas mißtrauisch wie alle Journalisten — gaben sich wahrhaftig Mühe, während der Fahrt einen „Grenzmilitär“ zu entdecken, bis sie sich endlich geschlagen bekamen und die Hochachtung für Deutschland noch um einige Grade verstärkt worden war. „Wahrscheinlich will sich Tschechei vor Emigranten schützen“, kam scherzhaft ein Einwurf und ein Gelächter, das von diesem Thema hinwegführte.

Wir sprachen mit Rumänen, mit Bulgaren, mit Jugoslawen, Schweizern und Wienern, die mit uns herauffuhren, saßen dann im Laufe des wundervollen Heimatabends im Sport-Hotel am Tisch englischer, holländischer, norwegischer und schottischer Gäste und hörten doch nur immer und immer wieder eins: Den Ausdruck unbegrenzter Hochachtung vor Deutschland und den Glauben an seine Friedfertigkeit. So mancher der Gäste hatte das Deutschland der Systemzeit kennengelernt und an ein Wunder geglaubt, als er zum ersten Male nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus den deutschen Boden wieder betreten hatte. Welch' eine Wandlung in der inneren und äußeren Haltung des Volkes, in seiner Höflichkeit, seiner politischen Einstellung und vor allen Dingen Welch' eine Ordnung, eine Ordnung, wie sie eben nur in Deutschland vorzufinden ist. Wenn diese tiefe Zuneigung der ausländischen Gäste später noch herzlicheren Ausdruck fand, indem der Mann im schottischen Nationalkostüm das Erzgebirgsmädel in seiner kleidsamen Festtracht zum Tanze führte, wenn mitten zwischen den Sängen von Anton Günther schwermütige bulgarische und russische Lieder erklangen, die jangesungene Auslands Gäste vortrugen, wenn ferner manches Glas brüderlich geleert wurde, so wollen wir das nicht nur als Neußerlichkeiten werten. Denn die, die mit den ausländischen Gästen sprechen konnten, haben deutlich gefühlt, daß hier nicht konventionell Freundschaftsbeteuerungen getauscht wurden, sondern daß Verstand und Herz sprachen. Und diese beiden werden einmal auch über alle Lüge und Verleumdungen siegen, denn sie erhielten auf dieser Fahrt ihre Impulse von der stärksten Antriebskraft: Der Wahrheit über das nationalsozialistische Deutschland. HW.